

nünftige und liberale Politik gegenüber ihren Nationalitäten aus staatszerhaltenden Gründen empfahl, mit veränderten Vorzeichen wieder vorbringen. Freilich wäre es möglich, daß ihn die tschechoslowakische Zensur nötigt, diese Sätze nicht in Prag, sondern im Ausland zu veröffentlichen, ebenso wie dies die Zensur vor 80 Jahren getan hat. Es ist aber auch wahrscheinlich, daß in der Tschechoslowakei, der Erbin des österreichischen Nationalitätenproblems, diese Sätze ebenso unbeachtet bleiben würden wie seinerzeit in Oesterreich.

\*\*\*

## Notizen zur neueren spanischen Literatur

von Hermann Bahr

I.

Im Lärm der Zukunftsmusik von „Vereinigten Staaten Europas“ bleibt über Spanien alles still. Es scheint für das Gefühl der laut miteinander und umeinander politisierenden anderen Länder eigentlich gar nicht mehr zu Europa zu gehören. Romantisches Land, Sonnenland, Traumland, Carmenland, Land der Kastagnetten und Toreadores, wär es nicht auch wirklich jammerschad, es in den überwachen, rastlosen, schon fast amerikanischen Betrieb Europas einzuhängen? Wir vergessen dabei nur, daß Spanien schon Europa war, als wir Mitteleuropäer in Urwäldern uns noch davon nichts träumen ließen, jahrhundertlang vor unserem Eintritt ins geschichtliche Dasein! Cartagena, Neukarthago, 228 vor Christi von Hasdrubal gegründet, ist 210 von Scipio für Rom erhoben und zur Hauptstadt der römischen Provinz Hispania erhoben worden, die anderthalb Jahrhunderte später die Provinz Cäsars wurde. Der Spätentel des Aeneas kam schon 68 als Quästor hin, 62 hat er sich aus ihr das Geld zur Bezahlung seiner Schulden geholt, 49 zwang er dort die Pompejanischen Legaten nieder und 45 entschied die Schlacht bei Munda seinen Sieg über des Pompejus Söhne. Inzwischen war er rasch in Britannien gewesen: seine Landung dort, an derselben Stelle, wo elfhundertzwanzig Jahre später Wilhelm der Eroberer die Küste Englands betrat, ist die Vollendung der bis dahin immer noch ohne feste Richtung bloß in der Luft herumgerasterten Idee Europas: erst er, und lange Zeit noch nur er allein, hat erkannt, daß die Idee Europas, schon auf Kreta wach, verwirklicht nur als Kreuzung des Westöstlichen mit dem Nord-südlichen werden kann. Seit Cäsar lernt Spanien sich unter Rom beugen, in Rom fügen, seit Augustus, der Straßen baut und Soldaten ansiedelt, wird es stolz auf Rom und dankbar schenkt es ihm nun eine Reihe der besten Römer: Trajan, Marc Aurel, Seneca, Lucan, Martial und Quintilian sind geborene Spanier. Die Reihe schließt mit dem heiligen Isidor von Sevilla, den man den „letzten Literator des römischen Reiches“, aber auch den „großen Schulmeister des Mittelalters“ genannt hat: Enzyklopädist alles Wissens seiner Zeit, Chronist vom Anfang der Welt bis in seine Sage, Verfasser des ersten lateinischen Kompendiums der Dogmatik, besorgt er für sein Vaterland, was jenseits der Pyrenäen und Alpen erst anderthalb Jahrhunderte später, auf dem Umweg über England, von den Söhnen des heiligen Benedikt für uns geschehen ist; sie lehrten

uns das Heil und ließen uns zugleich den ersten Hauch Europas ahnungsvoll empfangen.

Aber wenn Spanien schon lange vor uns an Europa teilnimmt, ist es dazu noch ganz besonders begabt, ja wie vorbestimmt, weil es ja selber von Anfang an im Kleinen sozusagen ein Entwurf Europas ist, wie vielleicht außer ihm nur noch Oesterreich unter den großen Habsburgern der barocken Zeit. Der Sinn der Idee Europas ist Geistesgemeinschaft vieler verschiedener Kräfte zu gemeinsamer Behauptung bei völliger Achtung und Schonung der eifersüchtig gewahrten Verschiedenheit voneinander: nur der Wille, sich in ihrer Eigenart zu behaupten und ihren Eigensinn zu beschützen, der Wille zur freien Selbstbestimmung, der Wille zur Abwehr jeder Bedrohung mit Fremdheit gesellt sie. Schutz der eigenen Freiheit, ja der eigenen Willkür selbst und sogar der eigenen Laune gilt ihnen so wert, daß, um ihn zu sichern, sie sich abringen, was ihnen am schwersten wird: Einwilligung in Gehorsam gegen das die Freiheit aller Hütende, von allen freilich nur aus Selbstsucht anerkannte Gebot der Eintracht. Das Gefühl des Individuums als einer sakrosankt geborenen, durch nichts als durch sich selbst und für sich selbst bestimmten und darum auch ebenso wieder durch nichts als durch sich selbst, durch den eigenen Instinkt für ihre natürlichen Grenzen, die Grenzen ihrer Kraft beschränkten, in sich ruhenden, sich auswirkenden und darum auch nur sich selber verantwortlichen Integrität erwacht, lange bevor sich ein einzelner Mann, er fühle sich denn von Göttern gelenkt und gestärkt, solcher Anmaßung erlüht, in den Stämmen: als Ausdruck der Blutzgemeinschaft und ihrer beseligenden Fülle. Auch wenn später Stämme sich durch gemeinsames Leid, von gemeinsamer Gefahr bedroht, allmählich über dieser angeborenen Blutzgemeinschaft noch einer anderen, einer bewußt gewollten, einer vom Verstande gebotenen, einer durch Uebereinkunft beschlossenen Gemeinschaft entsinnen, einer Notgemeinschaft, einer Tatgemeinschaft, ja die zur Lebensgemeinschaft werden kann, auch dann, auch wenn aus Umwohnern eines schützenden Heiligtums zu seinem Schutz Amphiktyonen entstehen, auch dann bleibt jenes Integritätsgefühl mit seiner ganz unwillkürlichen, aus Bluträuschen emporstürzenden, wilden Gewalt immer allein den Stämmen vorbehalten. Der Stamm ist es, der sich zuerst als Individuum fühlen lernt, lange bevor ein einzelner Mann sich darauf besinnt. Wenn Amphiktyonen entstehen, Verbände von Stämmen, von Blutzgemeinschaften durch gemeinsame Not und gemeinsamen Sinn zu Tatgemeinschaften oder gar Seinsgemeinschaften, dann fühlen wir immer etwas Neues keimen, eine Verheißung, die kaum noch selber recht an sich glaubt, ein Wagnis, dem noch selber vor sich bangt: Europa keimt darin. Europa ist der schon in jenen delphischen Amphiktyonen Thessaliens, dem ersten gemein-

samen Synedrium der Hellenen, sich ankündigende, seither immer wiederkehrende, nicht mehr zu beschwichtigende, doch bisher noch niemals, auch jener „Christenheit“, in der es Novalis, wunschbeflügelt, vermeintlich schon mit Augen sah, nicht rein und vor allem jedenfalls nicht dauernd geglückte Versuch einer Bindung der aus dem Blut aufschießenden Triebkräfte durch Geistesmacht. Geist und Blut ringen miteinander, aber nicht um Sieg, der, so oder so, die Vernichtung beider wäre, sondern um eine neue Menschenart, das Ergebnis einer so hohen Spannung beider, daß jedes von ihnen, indem sie sich einander weit erkennen, in die Selbstbeschränkung ihrer unversehrten Eigenmacht einwilligen und ein völliges, wenn auch unendlich zartes, immer noch leise nachzitterndes Gleichgewicht schwebend erreicht ist. Wenn aus den Vereinigten Staaten Europas dereinst Ernst werden soll, brauchen sie noch guten Unterricht im Schweben. Den besten erteilt die Geschichte Spaniens. Sie beruht, schon zur Zeit des arabischen Kalifats, aber auch unter Karl dem Fünften und Philipp dem Zweiten wieder, ja im Grunde noch heute, sozusagen auf einem Tauschgeschäft; es liegt in der Art des Spaniers, durchaus in der Idee zu leben, aber dabei doch gelegentlich auch mit Ideenhandel zu treiben, auch darin Römer. Jedem Stamm wird nun der Schutz seiner völligen Freiheit in Eigenart, Eigensinn, Eigenlaut, Gewohnheiten, Sitten und Formen zugesichert, aber für diesen Schutz durch die Staatsmacht hat er ihr dagegen Anerkennung und Ueberlassung der politischen Agenden zu leisten. Staatsgewalt bei völliger Schonung und Wahrung der Stammesart, Stammesfreiheit, ja Stammeswillkür: dafür ist Spanien das schönste Beispiel im ganzen Abendland. Das Gegenbeispiel ist Frankreich: Staatsgewalt, alle Stammesart auffaugend, in seinen Präfekten überall bis in den stillsten Winkel sozusagen persönlich immer zugegen, kein Stamm mehr ein Individuum, jeder Stamm und alles Land dem einen gewaltigen, strahlenden, unergänglichen Symbol dargebracht: der Stadt Paris. Karl der Fünfte und Ludwig der Vierzehnte, zwei Paradigmen: jener der weltumschlingenden, dieser der weltverschlingenden Macht. Den Basten sagt man nach, daß sie eigentlich auch heute noch immer nicht zu Spanien gehören. Im Grunde kann man das von allen spanischen Stämmen sagen: keiner „gehört“ zu Spanien. Der Spanier, welchen Stammes immer, dient seinem König, aber er „gehört“ ihm nicht; er gehört nur seinem Gott und sich selber. Darin wurzelt sein Stolz, dem auch Armut, ja Not nichts anhaben können: denn er braucht nicht erst Beglaubigung von außen. Was er ist, bleibt der Spanier auch, wenn er nichts hat. Es gibt darum auch keine verschämten Armen in Spanien, denn Armut ist dort wirklich keine Schande, und das Jammern unserer Touristen über Unverschämtheit der Bettler versteht der Spanier

gar nicht, der dem Bettler noch Dank zu schulden meint als einem, der *pog un ochavo se ofrece a ser aborado ante el tribunal de Dios*, der für einen Pfennig bereit ist, unser Anwalt beim Gericht Gottes zu sein (ich verdanke das wunderschöne Zitat aus Francisco Santos dem sichtlich erlebten, überall frisch aus der Quelle selbst geschöpften, auch offenbar irgendwie spanischem Wesen seelenverwandten Werke Ludwig Pfandls „Spanische Kultur und Sitte des 16. und 17. Jahrhunderts“; Verlag Josef Köfel und Friedrich Pustet, Rempten 1924). Deutsches Gefühl wird der Zumutung, beim Wohltun nebenher daran zu denken, daß es ihm dereinst im Himmel vergolten werden soll, daß es sich also ja ganz gut rentiert, durchaus widerstreben, seine Tat scheint ihm dadurch, entwertet: entweder Wohltun, dann aber ohne Berechnung der Zinsen, die es tragen soll, oder ein Geschäft, dann aber ohne Heuchelei von Mildherzigkeit! Darum verständigen sich Spanier und Deutsche schwer und sie verstehen einander selten: der Deutsche hält nämlich darauf, konsequent zu sein, der Spanier strebt das zu vermeiden; der Deutsche kennt in allen Dingen immer nur ein Entweder = Oder, Spanisch ist, sich, wenns irgendwie geht, stets für „sowohl als auch“ zu entscheiden. Der Deutsche wird hochmütig verächtlich finden: Ja dann ist das Leben leicht! Der Spanier wird mit einem überlegenen Lächeln antworten: Nein umgekehrt, dann wird das Leben erst schwer! Der Deutsche schafft sich durch sein barsches Entweder = Oder mit einem Ruck alles weg, worin der Spanier, allbejahend, recht eigentlich die menschlichen Aufgaben, die Grundfragen des täglichen Lebens, aber freilich auch den unerschöpflichen Reiz dieses für sein Gefühl durchaus dramatischen Daseins erblickt. Jeder Spanier ist in Person Don Quijote und Sancha Panza zugleich. Jeder Spanier fühlt sich bipolar; er nimmt immer gleich auch seinen Gegenpol mit in sich hinein. Die heilige Teresa, die Wunde des Pfeils der ewigen Liebe im durchbohrten Herzen, ruht von solchen Entrückungen und Verzückungen dann in der Verwaltung ihrer Klöster aus, der fünfzehn Männerklöster und sieben Frauenklöster ihrer Reform, administrativ ebenso staunenswert begabt wie mystisch, noch nachglühend von der Seligkeit des *arrobamiento* doch schon den himmlisch begnadeten Blick wieder klar dem Detail irdischer Tagesorgen zuwendend: sie wechselt unablässig zwischen Jenseits und Diesseits auf und ab, hin und her; sie kann sich getrost in die Wirrnisse dieser Welt wagen, seit sie sich der anderen vergewissert hat. Ihr Reichwater und Seelenfreund San Juan de la Cruz (seine Gedichte und die „Lebendige Liebesflamme“ sind, jene von Diepenbrock und Stork, diese von Pater Aloisius aus dem Orden der unbefruchteten Karmeliter übersetzt, im Münchener Theatiner-Verlag erschienen, der eine Ausgabe der sämtlichen Werke in fünf Bänden vorbereitet) lehrt uns diese Sicherheit, Klugheit

und Gewandtheit verstehen, durch die sich gerade der Betrachtung ergebene, die Begegnung mit Gott erfahnende Männer und Frauen, die sich ein heiteres Weltkind nur in einsamer Verfunkenheit, allem Irdischen entrückt und unfähig, sich darin zurechtzufinden, vorstellen kann, oft in Welthändeln auszeichnen. Wer zum Sumo Saber, zum höchsten Wissen gelangt, das ein Saber *no sabiendo* ist, ein unwissendes Wissen (die *docta ignorantia* des Cusaners klingt nach), der *de si mismo desfallece*, der entschwindet seinem Selbst *en un subido sentir de la divinal esencia*, überdrungen vom göttlichen Wesen. Es ergeht ihm dann wie der Braut im Hohenlied, die bekennt: „Als der Bräutigam sprach, zerschmolz meine Seele.“ So zerschmilzt freudig, wer einmal jener echten Liebe teilhaft geworden ist, aus der uns die *divinal esencia* selber anhaucht. Ja, der Liebende will dann Vernichtung von allem, was sich, und wär es zarter als ein Rosenblatt, wär es ein Schleier aus Morgenduft, noch zwischen ihn und die ewige Liebe legt. *Rompe la tela de este dulce encuentro*, läßt Juan de la Cruz die Seele fliehen: *Zerreiße das Gespinnst!* Denn auch am Herzen der Ewigkeit selbst fühlt sich die Seele noch von der Zeit umspinnen und erst wenn sie dann auch da noch durchbricht, berührt sie zum erstenmal ihr eigenes Geheimnis. Daß wir uns der ganzen Summe von Eigenschaften, aus denen sich unsere Persönlichkeit zusammensetzt, entkleiden, alles, worin für uns der Sinn, die Lust und der Stolz unserer Existenz liegt, ablegen, ja uns völlig auflösen können und dennoch bleiben, was wir sind, ja dann eigentlich erst gewahren, was wir sind, und so dann erst beginnen zu werden, was wir sind, das ist das Erlebnis, durch das der Spanier erst seiner geschichtlichen Sendung bewußt und zum geistigen Herrn einer Epoche wird. Denn damit ist ein neues Verhältnis zu den Affekten gegeben, dem eine neue Menschenart entwächst, Teresa und Juan sind nur die beiden ersten Erscheinungen von ihr: sie stammt von dem Basken Inigo von Loyola.

Den Menschen verlangt nach Freiheit und ihren gefährlichsten Feind findet er in sich selbst: in seinen Affekten. Die griechische Sprache ist die beste Menschenkennerin, so hat sie denn auch für Leid und Leidenschaft dasselbe Wort: *Pathos*. Wir leiden nur an uns selber: wir leiden daran, nicht wir selbst zu sein, sondern was unsere Leidenschaften aus uns machen. Der Mensch spielt den Herrn der Welt und bleibt der Knecht seiner Affekte. *Divide et impera*, denkt er darum und versucht, wenn er sie schon nicht kommandieren kann, einen Affekt gegen den anderen auszuspielen. Er verschreibt sich einem einzelnen Affekt, der die größte Gewalt über ihn, vor dem er am meisten Angst hat und der nun selber sehen mag, der anderen Herr zu werden. Die Helden Homers sind, in der Nähe gesehen, meistens ein solches Schreckensregiment eines vor-

herrschenden Affekts. Und hinwieder die Freiheit von Affekten, deren Epiktet sich rühmt, ist im Grunde nur Abdankung des Menschen, Thronverzicht des Willens: er dünkt sich ein Held, wenn er den Feinden den Rücken kehrt. Utaxarie, Apathie und unter welchen Namen immer die Stoiker ihre „Gelassenheit“ anpreisen, im Grunde steckt nur Feigheit dahinter und Epiktets angeblich stolzes *ἀνεγχομαι καὶ ἀπέγχομαι* „leide und meide!“, ist nur Ergebung auch der Herren in Sklavemoral. Im sinkenden Altertum hat nur das Christentum, das paulinische vor allem, noch den agonalen Klang großer Zeiten. „Ich bin nicht gekommen den Frieden zu bringen, sondern das Schwert!“, das gilt auch für das innere Leben des einzelnen und niemals vorher ist die Würde des Individuums höher eingeschätzt worden als durch die frohe Botschaft, die selbst im Verarmten, im Geringsten, im irdisch Rechtlosen noch eine Rangordnung, fast eine Schlachtordnung von Kräften und Trieben anerkennt, durch deren Führung er sich das Himmelreich erkämpfen kann. Augustinus, der in Gott den Ordinator aller Dinge sieht, anerkennt darum auch den Menschen als Ordinator seines inneren Lebens: er ist der Verwalter, der dereinst Rechenschaft abzulegen hat, welche Gestalt seinem Chaos von Leidenschaften durch die bildende Kraft des Geistes abgerungen worden ist. Aber jenem Vasen gar, einem geborenen Soldaten, sind seine Triebe nur Truppen für den Kampf um Gott. Er weiß, daß es vom Ungestüm ihrer Tollkühnheit, von ihrer Ausdauer in Gefahren, vom starren Troß ihres Widerstandes, vor allem aber von ihrem unerschütterlichen, jeder eigenen Regung verschlossenen Gehorsam abhängen wird, ob er sie jeder Zeit mit unbedingter Zuversicht einsetzen kann. Er will der Armee seiner Affekte jeden Augenblick gewiß sein können: darum automatisiert er sie. Er schafft sich aus seinen Affekten einen auf jeden leisen Druck antwortenden Präzisionsapparat. Er hütet sich, irgendeinen Affekt jemals auch nur im geringsten zu schwächen; nein, er will alle so stark als nur irgendmöglich, an ihm ist es, von ihrer Kraft nur an der rechten Stelle Gebrauch zu machen. Der Stoiker hat Furcht vor seinen Affekten, er sucht sie darum abzumatten und einzuschläfern. Loyola darf es wagen, seinen Affekten alle Kraft zu lassen, weil er ihres unbedingten Gehorsams sicher ist, denn er hat ihnen ihren Herrn gezeigt: den Geist. Wen einmal auch nur ein leiser Hauch von jener divinal esencia gestreift hat, vor dem alles, was wir uns dünken, zergeht und die Furcht um das lose Gespinnst unseres Lebens dem Verlangen, es zu zerreißen, weicht, der kann ungestraft allen Affekten Entfaltung ihrer ganzen Kraft probeweise gewähren, er bändigt sie schon wieder. Die berücksichtigten Uebungen Loyolas lehren uns der menschlichen Natur handhaft werden, zur freien Verfügung des Geistes über sie. Das ist mehr, als was man gemeinhin unter

Selbstbeherrschung versteht, nämlich einen Affekt nicht aufkommen zu lassen, indem man ihn überwältigt, wodurch er zunächst geschwächt, allmählig unterdrückt und oft genug in Ressentiment verwandelt wird, während in den Uebungen des heiligen Ignatius die Affekte nicht überwältigt, nicht geschwächt, nicht unterdrückt, sondern zum Gebrauch des Geistes eingedrillt werden, bis man sie dann schließlich getrost auch in Freiheit vorführen kann. Es sind Uebungen der Affekte zur geistigen Freiheit. Affekte lernen dem Geist gehorchen; der Geist lernt, Affekte, je nach Bedarf, abstellen, aber auch wieder einstellen. Sie sind an sich weder gut noch böse. Zorn in einem Menschen ausrotten zu wollen ist falsch: es gibt wunderschönen, prachsvollen, der Menschheit unentbehrlichen Zorn, ja es gibt einen heiligen Zorn. Und so gibt es einen heiligen Haß. Ja selbst der niedrigste, der gemeinste von allen Affekten, der blasse Neid kann, in Ehrgeiz verwandelt, ein Quell rühmlicher Taten oder Werte werden. Affekte sind, was wir aus ihnen, durch unseren Gebrauch von ihnen, machen. Durch den heiligen Ignatius lernte der Mensch Kommandant seiner Affekte sein. Ihr Verhältnis zu ihm ist ungefähr dasselbe, wie das der spanischen Stämme zum spanischen Reich, deren Eigenart, Freiheit, ja Willkür unangetastet bleibt, so lange sie sich dafür auf jeden Ruf zum Gebrauche des Reichs bereit halten. Auch die Vereinigten Staaten Europas werden dereinst einer ignatianischen Behandlung ihrer „Affekte“ nicht entraten können. Es ist kein Zufall, wenn Novalis, dessen genialischer Geschichtsblick noch viel zu wenig gewürdigt wird, in seinem Fragment „Die Christenheit oder Europa“ das Nähnlein Jesu (Goethe hat zuerst darauf hingewiesen, daß nur in dieser Uebersetzung der volle Klang von „Compañia de Jesus“ bewahrt bleibt) als den Orden, „der mit neuer Kraft das Alte zürüstete“, preist: „Noch war keine solche Gesellschaft in der Weltgeschichte anzutreffen gewesen. Mit größerer Sicherheit hatte selbst der alte römische Senat nicht Pläne zur Welt-eroberung entworfen. Mit größerem Verstand war an die Aus-führung einer größeren Idee noch nicht gedacht worden. Ewig wird diese Gesellschaft ein Muster aller Gesellschaften sein, die eine organische Sehnsucht nach unendlicher Verbreitung und ewiger Dauer fühlen.“ Man darf hinzufügen, daß sie gerade in dieser „organischen Sehnsucht nach ewiger Dauer“ ihre spanische Herkunft verrät. Spanien selber hat noch mehr: es hat geradezu ein organisches Bewußtsein seiner ewigen Dauer! Dieses Bewußtsein ist seine höchste Kraft, zugleich aber auch seine schlimmste Gefahr. Seine höchste Kraft, weil es darum durch nichts im Glauben an sich irre werden kann; seine schlimmste Gefahr, weil es darum jedes Mißgeschick sogleich als persönliche Beleidigung empfindet und sogleich einen Schaldigen sucht, an dem man dafür Rache nehmen kann. Dazu neigen ja

Romanen überhaupt. Als Triest noch österreichisch war, ballte der Irredentist, wenn es unerwartet zu regnen begann, die Faust gegen Wien: *governo ladro!* Auch in Spanien ist für jedes Unwetter, für jeden Unfall der König persönlich haftbar, der überhaupt durchaus immer an der Idee gemessen wird, an der gewaltigen geschichtlichen Idee des spanischen Königtums. Spanien ist durch Karl den Fünften und Philipp den Zweiten etwas verwöhnt. Aber gerade dieses Fortleben der großen Vergangenheit in der Gegenwart, das von dieser als unablässige Mahnung empfunden wird, sich jener würdig zu beweisen, gibt auch allem spanischen Wesen von heute noch zwar nicht den Schwung, den Satendrang, den Geistesflug von gestern oder gar vorgestern, immerhin aber einen Abendglanz davon und läßt uns mit neidischem Dank den Segen einer großen Tradition empfinden, die, sei es auch schließlich nur als Geberde, sei es auch nur noch als Form, unsterblich ist. Tradition, voll erkannt und erlebt, ist Zukunft.

Daß im Menschen auch bei völligem Selbstverzicht, bei völliger Abwendung vom eigenen Willen und von allen feinen Affekten und auch von seiner Vernunft, bei völliger innerer Windstille, wenn er sich so tief versenkt, daß er zuletzt fast auch dem eigenen Wesen entsunken scheint, daß in ihm auch dann noch irgend etwas von ihm bleibt, von ihm selber, irgend etwas zwar ganz Unbewußtes, aber dennoch zugleich ganz Gewisses, etwas eigentlich nicht mehr Wahrnehmbares, aber dabei von solcher Evidenz, daß an ihrer Kraft alle gewohnte Wahrnehmung zu Schatten wird, darin wurzelt das Lebensgefühl des Spaniers. Daher sein Stolz: denn auch der ärmste Bettler weiß, daß es in ihm eine Stelle gibt, an der er bei Gott anklopfen kann, an der Gott bei ihm anklopft. Daher auch die wirtschaftliche Gleichgültigkeit des Spaniers: er glaubt noch nicht, daß Eisenbahnen selig machen. Daher seine bewundernswerte Genügsamkeit, seine Sorglosigkeit, seine Lebensfremdigkeit, die nicht erst mit äußeren Reizen geheizt werden muß, sondern sich an ihm selber erwärmt; kein anderes Volk des Abendlandes hat so viel Begabung, glücklich zu sein. Der Spanier weiß sich in sich selber sicher, eben aus jener ihm eingeborenen Evidenz des Schutzes durch ein letztes in ihm selber ruhendes, keiner äußeren Macht zugängliches Geheimnis, das ihn in die nächste Nähe Gottes bringt, aber dann hinwieder auch von Gott noch trennt, durch ein, wie Juan de la Cruz sagt, „Gespinnst“, ganz dünn nur, aber unzerreißbar, denn es ist ja zum ewigen Leben bestimmt. Daher nun auch die grenzenlose Tapferkeit des Spaniers: indem er sich verteidigt, das ihm von Gott anvertraute Geheimnis seiner Persönlichkeit verteidigt, ist es ja Gott, dessen Willen er verteidigt. Und daher ebenso notwendig die Pflicht eines jeden, sein Geheimnis dann aber auch zur Anerkennung in der Welt zu bringen:

er muß der ihm von Gott anvertrauten Eigenart, Besonderheit und Einzigkeit auch die Bewunderung der Welt erzwingen. Der Pundonor, der Ehrbegriff des Spaniers, hat metaphysischen Grund: es ist Gott, den der Entehrte am Beleidiger rächt. Wir schulden Gott, das was wir sind, auch den anderen erscheinen zu lassen, es zur Schau zu tragen und dadurch Gott Ehre zu bringen; ihm gebührt sie, nicht uns. Für den Spanier ist auch Ehre gar nicht etwas das er selber hat, sondern, nach Lope de Vega, *honra es aquella que consiste en otro*, Ehre besteht im Nächsten, *del otro recibe la honra un hombre*, vom Nächsten empfängt ein Mensch Ehre: wer sie mir versagt, verläßt Gott um sie, das muß ich rächen, gar nicht um meiner wegen, sondern als Angehöriger an Gott. Daß alles spanische Leben auch auf seinen irdischen Zeiten, selbst heute noch, übernatürlich durchwachse oder doch jedenfalls durchaus auf übernatürliche Forderungen bezogen ist, macht es allerdings einer Denkart unverständlich, für die Religion Privatsache ist. Ein Spanier der großen Zeit wäre der Vorstellung, irgend etwas Geistliches könnte je zur bloßen Privatsache degradiert werden, durchaus unfähig gewesen; er hätte gefragt: Was bleibt denn dann überhaupt noch öffentlich, wenn es der Geist der Nation nicht mehr ist, von wem sonst erhält sie denn dann ihre Gestalt, wer sonst einverleibt sich denn in sie? Doch auch der Spanier von heute, selbst bei schwachem Pulse der Tradition, ja sogar wenn er, sie verleugnend, das Vaterland ihren Fängen entreißen will, wird immer noch so viel angestammten Römersinn bewahren, daß es ihm selbstverständlich ist, in allem Geistigen ein öffentliches Gut zu sehen, das höchste der Nation.

Der Verlust der Kolonien, 1898, war eine furchtbare Kraftprobe der Nation. Der spanische Geist ist gewohnt, in großen Räumen zu leben; seinem Drange nach Unendlichkeit, an dem man ihn als Erben der Westgoten erkennt, ist kein Horizont weit genug. Für lateinische Völker sind ja Kolonien auch niemals bloß von wirtschaftlicher Bedeutung, sondern sie sehen sie stets gleich in geistige Spannungen, in Wölbungen der Willenskraft um: für jeden einzelnen Franzosen hat Frankreich, seit es an die Sahara grenzt, ein ganz neues inneres Echo von einem zugleich ermutigenden, aber auch anherrschenden Klang; nichts ist in der neuesten französischen Literatur merkwürdiger als der Anblick der durch das Gefühl, Afrikaner, Nachbar der Wüste, zu sein, erregten inneren Steigerung, wofür Jean de la Hire's „La Capitane“ und Pierre Benoît's „L'Atlantide“, die beweiskräftigsten Beispiele sind. Gar aber Spanien hat jenen äußeren Verlust als innere Lähmung empfinden müssen. *Omne imperium iis solum artibus retinetur quibus ab initio partum est*, wußte schon Sallust und Spanien war in allen seinen Anfängen ein Siegeskind. Der Verlust der Kolonien ist auch nur dadurch überwunden worden, daß er, wie

sich bald ergab, kein geistiger war: Südamerika blieb eine Kolonie des spanischen Geistes, ja sie wurde, sie wird es auch heute noch immer mehr, im wachsenden Widerstand gegen den Geist des englischen Amerika. Und je mehr auch das übrige Europa, ja selbst England, nun allmählig in jenem Geist des englischen Amerika die Lebensgefahr für Europa, für alles was seit den Tagen Homers als Sinn und Wert und Pflicht des irdischen Daseins galt, erkennen lernt, je mehr wir uns darauf besinnen, daß in der Unabhängigkeit des lateinischen Amerika vom Handelsjinn des Nordens zugleich die Freiheit Europas, die Tradition Europas verteidigt wird, desto mehr wird auch das Mutterland Südamerikas uns wieder wert werden. Spanien fand die Kraft, jenen Verlust an Land in einen Gewinn an Geist zu verwandeln: der Verzicht auf die Kolonien ward zum Stundenschlag der spanischen Wiedergeburt, wie für die deutsche Jugend einst Tena. So schöpfte jetzt auch die spanische Trost in erbärmlicher Gegenwart und Mut, Vertrauen und Zudersicht zur Zukunft aus aufloderndem Glauben an die Wunderkraft der angestammten halb vergessenen, aber in jeder Not und Gefahr immer wieder hilfsbereit aufstehenden Tradition. „Was du ererbt von deinen Vätern, erwirb es!“ Erwerb des geistigen Erbes, Gebrauch der überlieferten Vergangenheit zur Erneuerung der Gegenwart, zur Vereitlung der Zukunft wurde die Losung der durch das Erlebnis von 1898 aufgeschreckten Jugend; sie besann sich der alma inspiradora de la tradición. Aber die Parallele Spaniens von 1898 mit Preußen von 1806 geht noch weiter: wie da die Jugend gleich in der nächsten Generation durch Ungeduld aus der Romantik in den Radikalismus der Jungdeutschen fiel, schiebt sich jetzt auch der spanische Traditionalist vom Aufruhr wahnberauscht ins Leere trügerischer Zukunftssträume vorstürzender Schwarmgeister bedroht. Dieses Gegenspiel treuen Sinns für Herkommen, Ordnung und Gestalt und eines ungezügelten Verlangens nach dem Grenzenlosen, Maßlosen und Zuchtlosen, nach Angeseß, Unsinn und Ungehalt bestimmt die wechselnden Züge der neueren spanischen Literatur, doch immerhin leise dadurch gemildert, daß auch der rabiateste Spanier, mag er sonst in allem noch so nihilistisch toben, niemals einer angeborenen Ehrfurcht, einer zärtlichen Scheu, einer frommen Scham vor der Sprache ganz Herr wird. Auch wenn er die ganze Schöpfung verflucht, in sein Castellanisch bleibt er doch heimlich verliebt.

(Zwei weitere Teile folgen.)

\*\*\*

## Der Charakter des deutschen Bauernkrieges von 1525

von Wilhelm Stölze

Am 16. April 1925 sind 400 Jahre seit dem Tage verfloßen, da wütende Bauern unter Anführung von Säcklein Rohrbach zu Weinsberg den Verteidiger der Stadt Graf Ludwig von Helfenstein mit vierzehn<sup>1)</sup> anderen adligen Herren durch die Spieße jagten, während sie Diether von Wensler mit seinem Diener vom Kirchturm herabwarfen. Dieser blutige Ostersonntag zu Weinsberg gilt heute noch vielen als das Charakteristikum des ganzen Bauernkrieges. Allerdings tun die modernen Lehrbücher der Geschichte für die höheren Schulen, soweit ich sehe, durchweg dieser Tatsache keine Erwähnung mehr. Aber um von Lamprechts deutscher Geschichte ganz zu schweigen, so deutet Gerhart Hauptmann in seinem Florian Geyer mit den Worten, die er den Bauern in den Mund legt, wie mit der ganzen Stimmung, in die er seine Dichtung eintauchte, die Möglichkeit weiterer solcher Taten an — des Weinsberger Tages wird als einer Tat gedacht, die den Ruhm seines Helden begründen konnte. Eine Künstlerin wie Käthe Kollwitz, die ihr großes Können in den Dienst des denkbar Unholdesten stellte, glaubte in ihren Szenen aus dem Bauernkrieg nur Menschen zeichnen zu sollen, denen, vertiert wie sie sind, das Schlimmste zuzutrauen ist. Und daß in weitesten Kreisen diese Anschauung noch immer herrscht, beweist die Aufnahme von Gedichten wie: „Ein Lied der Bauern“ von Heinrich v. Reder und „Die Bauernführer“ von Lulu v. Strauß und Torney in das „Ausfaat“ betitelte deutsche Lesebuch für höhere Schulen (8. Abteilung, Berlin 1925) und beweisen die Darlegungen von Ernst Bloch in seinem Thomas Münzer als Theologe der Revolution (München 1922).

### I.

Nichts kann irriger sein als die Vorstellungen vom Bauernkriege, die damit geweckt werden. Sehen wir zunächst von den Gründen ab, die die Bauern zu ihrer Erhebung bewogen, so ist zuvörderst zu sagen, daß jene Weinsberger Bluttat ganz vereinzelt blieb. So oft sich auch Bauern hier und da zu Drohworten hinreißen ließen — nach dem 16. April vielleicht

<sup>1)</sup> Die Zahl der bei Weinsberg ermordeten Adligen wird ganz verschieden angegeben: 14–70. Meine Angabe nach den Urkunden des Heilbronner Urkundenbuchs Band IV (1922) S. 62. Auf dieses wichtige Werk stützen sich in der Hauptsache auch die weiteren Bemerkungen über Weinsberg.